

Aus Pestalozzis Verwandtschaftskreisen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pestalozziblätter**

Band (Jahr): **15 (1894)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-917530>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Pestalozziblätter.

XV. Jahrg. No. 2. Beilage zur „Schweiz. Pädagog. Zeitschrift“. April 1894.

Inhalt: Aus Pestalozzis Verwandtschaftskreisen. — Pestalozzi-Literatur.

Aus Pestalozzis Verwandtschaftskreisen.

Bekanntlich hat Pestalozzi im „Schwanengesang“ sehr eingehend über seine Jugend sich ausgesprochen, und zwar sind es namentlich auch die Verwandten väterlicherseits, deren Einfluss auf seine Entwicklung und Individualität er hervorgehoben hat: seines Grossvaters Pfarrer Andreas Pestalozzi in Höngg und seines Urgrossvaters, des Chorbherrn Joh. Baptist Ott. Fast auffälligerweise treten demgegenüber die Verwandten von der mütterlichen Seite gänzlich in den Hintergrund, während auch unter ihnen wenigstens eine Persönlichkeit sich findet, die an den Wendepunkten in der Lebensgeschichte des heranwachsenden Mannes ihm nachgewiesenermassen ein Asyl dargeboten hat, und dessen Namen es dadurch wohl verdient, auch seitens der Pestalozziforschung wieder ans Licht gezogen zu werden, Dr. Hotz in Richterswyl. So steht in Pestalozzis Darstellung der Einfluss der beidseitigen Verwandtschaftskreise eigentlich in umgekehrtem Verhältnis zu demjenigen, den Vater und Mutter auf ihn ausübte: denn einerseits ist ihm die Mutter „die beste Mutter“, deren Sorge und Selbsthingabe für die verwaiste Familie der Schwanengesang verewigt hat; anderseits starb eben der Vater, als Pestalozzi erst im 6. Lebensjahr stand, und was er gelegentlich von ihm berichtet, klingt nicht so, als ob nachträglich die Gefühle der kindlichen Pietät sich in dem Sohn zu besonderer Lebhaftigkeit entwickelt hätten; die einzige Äusserung über die Individualität des Chirurgen Joh. Bapt. Pestalozzi findet sich in einer von Frau Zehnder-Stadlin veröffentlichten Notiz: „Mein Vater war eines Pfarrers Sohn. Freiheit und Anmassung setzten ihn, wie die meisten Pfarrerssöhne im Zürichgebiet, in der Bildung zu einem kraftvollen bürgerlichen Leben zurück. Er hatte die feste Aufmerksamkeit auf Geld und Geldeswert, deren Dasein das Fundament der bürgerlichen Betriebsamkeit und dadurch des bürgerlichen Glückes ist, nicht — er liebte seinen Beruf, aber auch das Fischen und Jagen als Jäger und Fischer. Ich weiss wenig von ihm, er starb in meinem fünften Jahr.“ (Pestalozzi, Bd. I, Einleitung p. XI.)

Mag es nun auch sein, dass die Übersiedlung des Dr. Hotz nach Frankfurt a. M. am Ende des 18. Jahrhunderts und sein Tod gleich am Anfang des 19. Jahrhunderts (1801) für Pestalozzi, als er nach weitem 25 Jahren den „Schwanengesang“ veröffentlichte (1826), das Andenken an seine Beziehungen zu den mütterlichen Verwandten ferner gerückt hatte, so ist doch jene ungleiche Berücksichtigung in der Erinnerung des Greises sicherlich nicht allein und nicht einmal wesentlich auf diesen Umstand zurückzuführen. Der wahre Grund liegt tiefer; fast durch einen Zufall hat uns Pestalozzi selbst Kenntnis von demselben

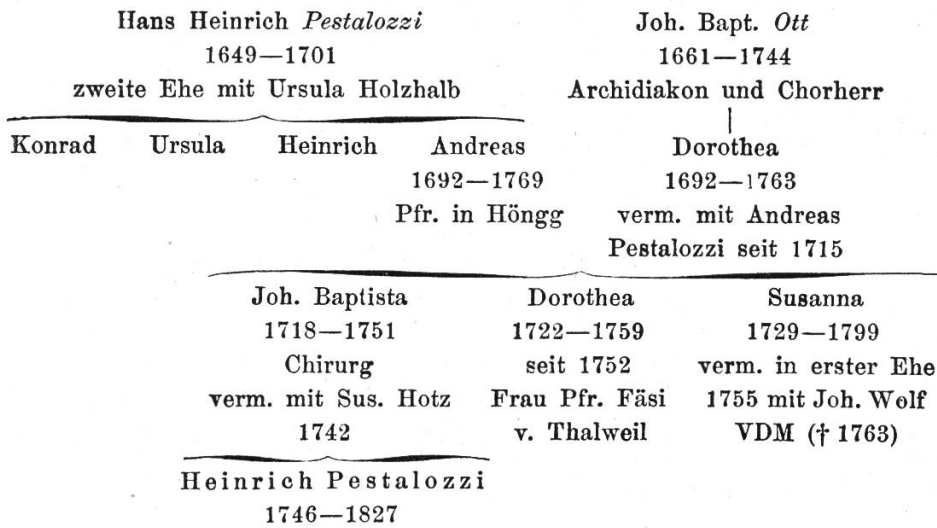
gegeben. Da hatte im Jahr 1804 ein deutscher Pfarrer *Witte* bei Pestalozzi sich nähere Kenntnis über die Methode und auch einige biographische Nachrichten geholt, die er dann im folgenden Jahr in einem „Bericht an den König von Preussen“ veröffentlichte. Mehr tastend als sicherer Kunde gemäss hatte hier Witte gesagt: „Seine Mutter war vom Lande. Ihre Familie gehörte also zu den Beherrschten, war aber eine von denen, die ihres Standes, Reichtums und Ansehens wegen jeden etwaigen Druck der herrschenden Stadt doppelt fühlte“ und daraus Pestalozzis Parteinahme für das Landvolk abgeleitet, dem er habe „zu seinem Rechte verhelfen“ wollen. Dazu übersandte ihm nun Pestalozzi folgende Korrektur: „Ich war nicht bei meinen Verwandten ab dem Lande, wohl aber bei meinem Grossvater, Dekan Pestalozzi in Höngg, und bei diesem ist es, wo der Zustand des Landvolkes und sein Verhältniss gegen die Stadt den ersten Eindruck auf mich machte. Meine Verwandten am See jammerten nicht besonders: im Gegenteil, viele von ihnen hatten viele freundschaftliche Liaisons mit den Stadtbürgern und einen zu feinen Weltton, um hierüber sich einzulassen und zu äussern.“¹⁾ (Morf III, 141.)

Das Herz für die Armen und besonders für die Landbevölkerung, das ihn dazu trieb, „verbesserte und vereinfachte Unterrichtsmittel in die Wohnstube des Volks zu bringen“, ist ihm nicht bei seinen mütterlichen Verwandten aufgegangen; die ersten Keime gehen, wie Pestalozzi in herzerhebender Weise (Pestalozziblätter, X. Jahrg. 1889, p. 45 ff.) auseinandergesetzt, auf jene treue Magd, das „Babeli“ zurück, Barbara Schmid von Buchs, geb. 1720, gest. 1788 (Pestalozzi-Studien I, p. 12); entfaltet aber haben sich diese Keime im Pfarrhause zu Höngg, in welchem der Enkel während seiner Schuljahre oft und viel beim Grossvater sich aufhielt und wo ihm im Verkehr mit der Dorfjugend zuerst der Blick auf das aufging, was sonst der Städter nicht sieht. So tritt für die innere Entwicklung (und diese wollte Pestalozzi im Schwanengesang ja schildern), der Kreis der mütterlichen Verwandten vor dem der väterlichen wirklich in den Hintergrund, so sehr er bei ersteren von Zeit zu Zeit körperliche Erholung und geistige Anregung zu seiner Lebensarbeit finden mochte.

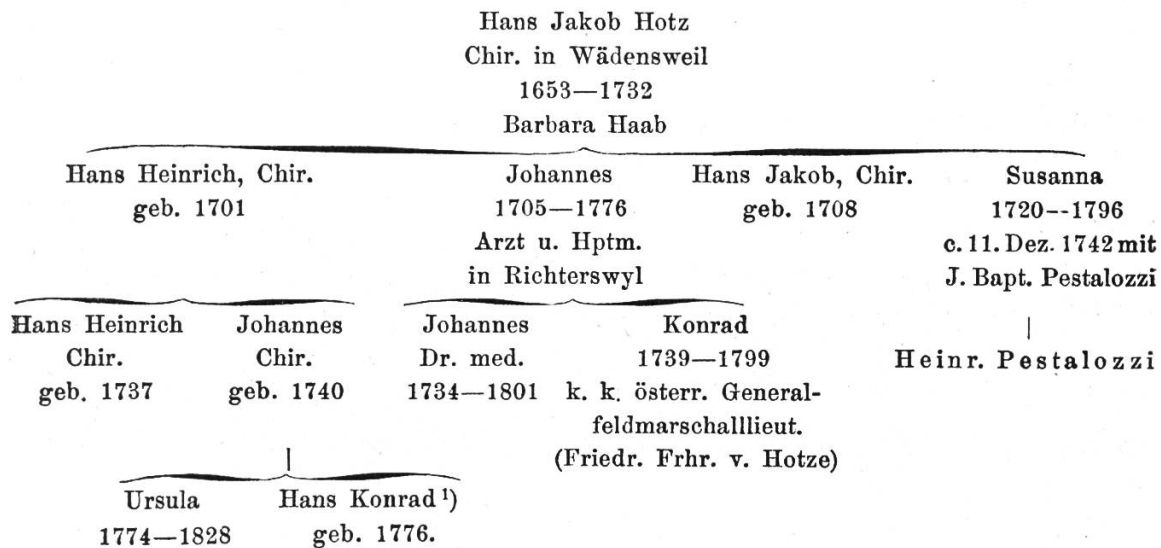
Nachstehend geben wir die Stammtafel der beidseitigen Verwandtschaftskreise, soweit sie für Pestalozzis persönliche Beziehungen in Betracht fallen kann.

¹⁾ Mit dieser Schilderung stimmt eine Anekdote, die ich der Tradition entnehme. Pestalozzi war einst von seinen Verwandten am linken Seeufer zu einer Hochzeit eingeladen. Er kam und wurde freundlich bewillkommt; dann aber bat man ihn, in einem Zimmer zu ebener Erde Platz zu nehmen, wo zunächst sein äusserer Mensch durch einen Rasirer noch auf die Feier hin in eine derselben entsprechende Verfassung gebracht werden sollte. Pestalozzi liess sich auch ganz willig dorthin führen. Aber ehe der Rasirer erschien, war Pestalozzi verschwunden, und das Fest musste ohne ihn abgehalten werden.

I. Väterliche Abstammung:



II. Mütterliche Abstammung:



1. Pfarrer und Dekan Andreas Pestalozzi.

1692—1769.

„Mein Grossvater,“ erzählt Pestalozzi im Schwanengesang, „war Dorfpfarrer, der sich noch in der treuen Sorgfalt für die Erhaltung der halbtoten Überreste der bessern alten Schulzeit wohlgefiel und seinen Schulmeister zum

¹⁾ Ein Enkel dieses Hans Konrad war der am 5. Oktober 1892 verstorbene Lehrer Henri Hotze in Unterstrass. Nach seiner Aussage wäre die in Briefen der Frau Pestalozzi erwähnte „l. Hotze“ (Korrespondenzbl. 1879, S. 91) aller Wahrscheinlichkeit nach — auch der vollständig ausgeführte Stammbaum lässt kaum eine andere Persönlichkeit in Frage kommen — die Schwester seines Grossvaters, Ursula Hotz, gewesen.

gewissen ernsten Fleiss in den harten Formen des Lesen-, Schreiben- und Auswendiglernens ihrer Gebete, Bibelsprüche und Katechismusfragen anhielt. Er verband seine diesfällige Schulbesorgung mit der in der alten Zeit ebenso allgemeinen Pflicht der Seelsorger, die Hausbesuchungen nicht nur in zufälligen Umständen von Krankheiten und Unglücken, sondern in einer regelmässigen Ordnung das Jahr hindurch zu halten. Er hielt darüber seine ordentlichen Verzeichnisse, darin der Zustand einer jeden Haushaltung ausführlich beschrieben war, wodurch er allem, was in sittlicher und häuslicher eben wie in religiöser Hinsicht in jedem Hause not tat, nicht nur mit väterlicher Sorgfalt, sondern auch mit bestimmter Sachkenntnis nachfragen konnte. Dadurch hatten diese Besuche einen reellen Einfluss auf die Schulkinder.“

Nehmen wir dazu noch Hennings Aufzeichnung aus den Notizen, die er von Pestalozzi und Niederer über des ersteren Jugendentwicklung erhielt (Pestalozziblätter 1885, S. 64): „Pestalozzis Grossvater in Höngg lehrte ihn die lateinische Sprache und bediente sich dazu unter anderem besonders des Vaterunsers, indem er an die dem Kinde bekannten deutschen Worte die unbekannteren der fremden Sprache anknüpfte, und Pestalozzi bekennt noch heute, dass ihm dieser Unterricht viel Freude gemacht habe,“ so ist das so ziemlich alles, was Pestalozzi unmittelbar von dem Einfluss seines Grossvaters auf ihn ausgesagt hat.

Es ist nun von diesen Aussagen immerhin ein grosser Sprung zu Blochmanns Darstellung: „Unvergesslich blieb ihm das Bild seines ehrwürdigen, in echtem, kräftigem Christusglauben der Kirche und Schule mit gleicher Treue vorstehenden Grossvaters“, und der Verdacht, dass die späteren theologischen und theologisirenden Biographen Pestalozzis jenen Einfluss tendenziös emporgeschraubt haben, um eben auch Pestalozzi selbst als einen mit kirchlich theologischem Geiste gesalbten Helden ihrer Zeit um so besser vorführen zu können, ist nicht unberechtigt.

Um so mehr musste dieser Verdacht begründet erscheinen, als das einzige von Grossvater Pestalozzi herrührende Schriftstück, ein in dem Buche der Frau Zehnder abgedruckter Gratulationsbrief desselben (Pestalozzi, Bd. I, S. 645) mit dem im Geiste jener Zeit gehaltenen Bombast keineswegs auf einen bedeutenden Mann schliessen lässt.

So mag es sich dann wohl rechtfertigen, wenn wir den Versuch machen, aus den Akten des zürcherischen Staatsarchivs uns das Bild dieses Grossvaters vor die Augen zu führen, um daraus Schlüsse auf die Bedeutung, die sein Einfluss tatsächlich auf den Enkel haben konnte, zu ziehen. Diese Akten sind die Protokolle der damaligen obersten Kirchenbehörde, der „Examinatoren beider Stände“ und die Visitationsberichte, wie sie jedes Jahr zweimal, auf die Mai- und die Herbstsynode, über die Amtsführung jedes Geistlichen vom Dekan und Kammerer jedes geistlichen Kapitels der Landschaft Zürich aufgenommen wurden.

Andreas Pestalozzi ist geboren 25. Dezember 1692 (acta visit. 1728)¹⁾ aus der zweiten Ehe des Hans Heinrich Pestalozzi (geb. 1649, Beruf unbekannt) mit Ursula Holzhalb. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, dass er durch die zürcherischen Schulen gegangen ist. Als er im Jahr 1712 sich zur geistlichen Ordination meldete, wünschte er diese um seiner „bernischen Condition“ willen ausnahmsweise zu erhalten, ohne vorher schon die Disputation durchgemacht zu haben, was ihm aber abgeschlagen wurde; er scheint also vorher schon eine Anstellung in bernischen Landen wahrscheinlich als Hauslehrer gefunden zu haben, in die er nach der Zulassung zum Predigtamt (25. Nov. 1712) wohl wieder zurückgekehrt sein wird; im Lande Zürich war damals Überfluss an geistlichen Kandidaten. Das theologische Examen wurde ihm „nach ziemlichen Censuren, doch mit gutem Willen“ abgenommen. Im Sommer 1716 ward er von dem Stift Grossmünster zum Filialisten in Schwamendingen ernannt. Schon vorher, am 24. März 1715, hatte er sich mit Dorothea Ott, der Tochter des damaligen Leutpriesters, nachmaligen Archidiakons und Chorherrn Joh. Baptist Ott,²⁾ verehelicht; er heiratete in eine richtige Pfarrersfamilie, auch der Grossvater und der Urgrossvater Ott waren Geistliche gewesen.

Die Zeit unter Antistes Antoni Klingler († 1713) bildet, wie allgemein zugegeben wird, nicht eben einen Glanzpunkt in der Geschichte der zürcherischen Kirche; in der Person des von Natur gutmütigen, aber geschmacklos originellen Mannes waren der krasseste Aberglauben und die engherzigste Orthodoxie zur Herrschaft gelangt, und nur langsam brachten die folgenden Jahrzehnte diesen finstern Geist zum Weichen. Ein dicker Folioband auf dem Staatsarchiv ist nur allein den Verhören und Verhandlungen betreffend die pietistischer oder auch papistischer Neigungen Verdächtigen gewidmet. Auch der neugewählte Pfarrer

1) In den zürcherischen Registern ist fälschlich korrigirt 1693. Die Jahreszahl 1692 findet sich für A. P. in der Visitationsakte mehrmals.

2) Pestalozzi hat im Schwanengesang eingehend auseinandergesetzt, wie dieser Archidiakon Ott in Charakter und Eigenheiten ihm selbst geistig ähnlich gewesen und als Beleg dafür eine Reihe der drolligsten Anekdoten, die man sich in der Familie von dem Ahnherrn erzählte, der Nachwelt überliefert. — Die zweite Gattin Otts, mit der „der Narr, der Chorherr Ott“ nur kurze Zeit (1728) verheiratet war und von der er sich scheiden lassen musste, war Esther Orell, verwitwete Reutlinger, Tochter von Zuckerbäcker Felix Orell auf Dorf, geb. 1679, gest. 1734. — Auch die Notiz, dass Ott „einige Hoffnung“ haben mochte, bei der Antisteswahl 1737 zu dieser Würde erhoben zu werden, ist wohl richtig. Er war nämlich schon 1713 nach dem Tode von Antistes Klingler als der sechste und 1718 nach dem Tode von Antistes Zeller gar als der zweite auf der Liste der je acht von der Kirchenbehörde den Gnädigen Herren präsentirten Kandidaten gestanden; so konnte sich 1737 wirklich bei ihm die Rechnung festsetzen, dass nach dem Hinschied von Antistes Nüscherer nun die Reihe an ihn käme, umso mehr, als er sechs volle Jahre hindurch, 1732—37, an des erkrankten Nüscherer Stelle den Vorsitz in der Geistlichensynode geführt hatte. Um so grösser musste für ihn die Enttäuschung sein, dass er jetzt gar nicht mehr auf die Liste genommen wurde. Wie er sich dafür an dem jungen Antistes Wirz mit seinem Witze schadlos hielt, mag im Schwanengesang nachgelesen werden.

von Schwamendingen kam im Oktober 1716 ins Verhör. Er war im August dieses Jahres mit seiner Frau in Baden gewesen; man munkelte von ihm, er habe von dort aus einen Besuch in dem damals noch unter der Landeshoheit der Grafschaft Baden stehenden Engstringen gemacht, wo unter dem Schutz und Zulauf bernischer Patrizierfrauen pietistische Konventikel stattfanden; ja er habe am Laurentiustag auch im Kapuzinerkloster in Baden einem Gottesdienst mit Messe beigewohnt und nachher die Predigt gerühmt, die er dort gehört. Das hätte schon genügt, um eine Zensur über ihn zu verhängen. Um dem zuvorzukommen, stattete Pestalozzi dem Antistes Zeller einen Besuch ab; es gelang ihm nachzuweisen, dass er in Baden nur unter der Kirchentüre gestanden und sich vor Beginn der Messe entfernt habe; und bezüglich des Ganges nach Engstringen fanden die gestrengen Herren selbst, das gehöre eigentlich vor eine andere Stelle (wohl die Stiftsverwaltung des Grossmünsters, die die Kollatur über Schwamendingen besass); so entrann er glücklich dem Ketzergericht.

Die kirchlichen Verhältnisse damaliger Zeit vertrugen sich ganz naiv mit den grellsten Kontrasten in ihrem Schosse. Dass ein protestantischer Prediger in einer katholischen Stadt einem katholischen Gottesdienste beigewohnt, galt als Vergehen; aber niemand nahm einen Anstoss daran, dass die Wahl einzelner protestantischer Dorfpfarrer bei Abt und Konvent eines katholischen Klosters stand. So übte das Kloster Wettingen die Kollatur über die Pfarrstelle in Höngg. Als nun im Oktober 1727 dort eine Vakanz eintrat, kam Pfarrer Pestalozzi als der dritte auf den Vorschlag von acht Kandidaten, welche die zürcherische Kirchenbehörde der weltlichen Obrigkeit präsentirte; diese bildete nun zu Handen des Patrons einen Dreieivorschlag, auf dem Pestalozzi oben stand; der Konvent der Klosterherren von Wettingen übertrug ihm die Stelle, und am Andreastag 1727 (30. Nov.) fand der Pfarreinsatz statt.

Zweiunddreissig Jahre lang hat Pestalozzi als Geistlicher in Höngg gewaltet; 1757 übertrug ihm das Vertrauen seiner Amtsgenossen auch das Dekanat des Regensberger Kapitels, nachdem er schon eine Reihe von Jahren die Amtsgeschäfte für seinen alten, schwach gewordenen Vorgänger besorgt hatte. Aber auch der neue Dekan hatte bereits die Jahre der besten Kraft hinter sich; nach zwölfjährigem Wirken resignirte er auf das Dekanat und starb kurz darauf am 19. Juli 1769.

* * *

Was erzählen uns nun die Visitationsakten von Pfarrer Pestalozzi?

Gleich die erste Visitation im Frühjahr 1718 zu Schwamendingen meldet:
„Dieser Herr hatte von sämtlichen Stillständen und andern ehrlichen Männern seiner Lehr und Lebens halber das allerbeste Zeugnis, seye sehr erbaulich in seinen Predigten und Catechisationen, tröstlich bei Kranken, mitleidig und sorgfältig gegen die Armen, eifrig in Äufnung und Beibehaltung guter Ordnung,

habe das Kirchengesang in den Dienstag-Morgenpredigen zu Winterszeit zu sonderem Wohlgefallen der Gemeind eingeführt und durch gute Remonstrationen es dahin gebracht, dass auch der Hohe Donnerstag gefeiert werde; sein Umgang und Wandel sei ganz exemplarisch.“

Dieses gute Lob, bald ausführlicher, bald kürzer, begleitet ihn und seine Angehörigen ohne irgend welchen Unterbruch durch die ganze Zeit seines Wirkens in Schwamendingen und nachher auch in Höngg; so heisst es hier beispielsweise:

Frühling 1733: „Es hat und verdient der Herr Pfarrer seines Eifers, wie auch seiner Lehr, Lebens und Haushaltung halben ein absolutes Zeugnis.“

Herbst 1739: „Der Herr Pfarrer verrichtet auf und neben der Kanzel alle Stücke seines Officii getreulich und fleissig, ist in seinem Wandel und Haushaltung ganz unanständig und ein schönes Vorbild seiner Gemeind.“

Herbst 1746: „Der Herr Pfarrer und Vize-Camerarius ist in allen Stücken seiner hl. Amtsverrichtungen auf und neben der Kanzel getreu, eifrig und fleissig, in seinem Wandel und Hauswesen exemplarisch und untadelhaft, auch seiner Gemeind sehr lieb.“

Frühling 1749: „Der Herr Camerarius und Pfarrer ist in seinem gedoppelten Officio sehr fleissig, eifrig und getreu, versiehet in vielen Stücken die vices (Stellvertretung) eines alten und schwachen Dekans (des Schreibers dieser Notiz) mit grosser Dexterität und Geschicklichkeit.“

Nach der Mitte des Jahrhunderts hören nun freilich diese Lobsprüche auf, aber aus einem sehr einfachen Grunde. Als Stellvertreter des Dekans Utzinger und nachher in seiner Stellung als Dekan hatte er sich selbst das Urteil zu schreiben, da heisst es denn etwa nur noch: „Hofft, dass kein Anstoss von ihm gegeben werde,“ oder (Herbst 1757): „Pfarrer des Orts befeisst sich mittelst göttlichen Beystandes ein guter und getreuer Knecht seines Herrn zu seyn.“

Die Gewissenhaftigkeit des braven und ungeheuchelt altväterisch frommen Mannes¹⁾ (der, wie er im Herbst 1755 von sich selbst sagt, „seine Lust an dem Gesetz des Herrn hat“) treibt ihn auch zu Leistungen über das gewöhnliche

¹⁾ Henning hat aus Iferten folgende Aufzeichnung über Pestalozzi: „Die Religion, mit welcher die Magd (das Babeli), der Grossvater auf ihn wirkte, war durchaus praktisch. Damals war der religiöse Geist in den Haushaltungen angeregt, wie er in Arndts „Wahrem Christentum“ aufgestellt ist.“

„Sein Grossvater hat einen grossen Einfluss auf seine Bildung gehabt . . . Von diesem Manne wurde er auch besonders in religiöser Beziehung ergriffen; die Natur ist dort sehr schön — die Eindrücke der Natur und die religiösen Gefühle haben sich dann in ihm vereinigt und die höchsten Momente des Daseins gegeben. Er ist überzeugt, dass es mehr auf Gemütsregungen durch Töne und andere sinnliche Eindrücke bei der religiösen Bildung ankomme als auf Erklärungen. Er musste fest auswendig lernen; übrigens liess man ihn frei leben und das innere Spiel seiner Einbildungskraft frei walten; der Ton seines Grossvaters wirkte schon allein viel auf ihn. Auch für das häusliche Leben wurde er da gewonnen.“

Pflichtenregister hinaus; so führt er in Höngg alle Montage eine Bibelübung ein. Die Predigten schreibt er bis in das letzte Jahrzehnt im Wortlaut oder zum mindesten in ausführlichen Schematismis nieder, aber trägt sie memoriter vor; erst in den Jahren des abnehmenden Gedächtnisses (von 1759 an) heisst es etwa: „Die Predigten werden nicht allemal ganz geschrieben, aber von der Kanzel memoriter vorgetragen.“ Nicht mindern Fleiss verlegt er auf die Katechisationen: sie werden „erotematice“ (mit Fragen und Antworten) gehalten, „mit kurzer Applikation am Schluss“.

Sehr interessant sind die Angaben, die wir über die studia privata erhalten. Während der ganzen Zeit in Schwamendingen widmet er einen Teil der Zeit der Privatinformation eines oder mehrerer Zöglinge; seine Lektüre ist meist diejenige theologischer Schriften von Zeitgenossen; doch liest er auch Calvini institutiones und Tschudis Helvetische Geschichten. Der Ruf seiner treuen Ausnützung der Zeit zu Privatlektüre ist bereits gemacht, als er nach Höngg kommt und erspart den Visitatoren in der Regel die Notwendigkeit einer speziellen Kontrolle; so heisst es:

Frühling 1730: „Studia privata sind nach bekanntem Fleiss und Gelehrte des Hrn. Pfr. eingerichtet.“

Frühling 1733: „Seine studia privata in Theologicis, Philosophicis und Philologicis werden neben den Kirchengeschäften wohl fortgesetzt.“

Frühling 1737: „Studia privata sind ihm in allerley Scienzen lieb und angelegen.“

Herbst 1739: „Studia privata sind Ihme als einem gelehrten Herrn lieb.“

Herbst 1755: „Er hat seine Lust an dem Gesatz des Herrn und in denen Nebenstunden an den vaterländischen Geschichten.“

Selbst in den Jahren, da er schon wegen der zunehmenden Altersschwäche einen Teil seiner Amtshandlungen durch Vikare versehen lassen muss, ringt er nach nützlicher und vielseitiger Benützung seiner Musse. Im Winter 1763/64 hat er sich noch mit dem Kirchenvater Lactantius beschäftigt, und im Herbst 1767 klingt es fast wehmütig: „Seine Zeit bringt der Herr Dekan meist mit Lesen, mit Beten und mit der Information eines Nepotis zu.“

Wie wir schon aus dem Bericht im „Schwanengesang“ wissen, führte Pfarrer Pestalozzi, abgesehen von den durch besondere Vorfälle (Krankheit, Unglücksfälle etc.) hervorgerufenen Hausbesuchungen, nach gutem altem Brauch „allgemeine Hausbesuchungen“ durch; da ist gelegentlich in den acta visitationis angegeben, welche Quartiere seiner Gemeinde er im verflossenen Halbjahre absolvirt oder auch dass er wegen Krankheit und Schwäche diese allgemeinen Hausbesuchungen ganz oder teilweise habe sistiren müssen.

Aber nicht nur bezüglich dieser organisirten Hausbesuche bestätigen die Akten die Aussagen des „Schwanengesang“, wir treffen auch in denselben die Belege der besondern Sorge Dekan Pestalozzis für die Dorfschule. So heisst es:

Herbst 1734: „Die Schule zu Höngg wird zu Sommerszeit alle Tag gehalten.¹⁾
Der Schulmeister wird durch den Hrn. Pfarrer aufgemuntert.“

Frühling 1736: „Es gehet der Herr Pfarrer dem Schulmeister treulich an die Hand; so er dessen gutem Rath folget, wird er glücklich sein.“

Frühling 1760: „Der Pfarrer und auch einige Stillständler besuchen die Schul.
Es wird ein Schulexamen gehalten werden.“

Diese allseitige Pflichterfüllung des Pfarrers und der tadellose Wandel der Pfarrfamilie hatte zur Folge, dass durch die lange Zeit seiner Amtsführung niemals von den Gemeindegliedern eine Beschwerde (gravamen) vor die Visitatoren gebracht wurde. Auch in den Äusserlichkeiten kam Pfarrer Pestalozzi den obrigkeitlichen Weisungen nach, und als daher in den letzten Jahren seiner Wirksamkeit jeweilen auch die Frage betreffend vorschriftsgemässer Kleidung der Geistlichen auf den Fragebogen kam, konnte er sich darüber ausweisen, dass er bei den kirchlichen Funktionen „an Sonn- und Werktagen den Kirchenrock und dicken Kragen“ trage. Die Zivilstandsregister wurden stetsfort in Ordnung gefunden; nur bezüglich der Protokolle der Gemeindegliederpflege („Stillstand“) scheint der alte Herr der Ansicht gehuldigt zu haben, dass das Kollegialsystem der Beratung eigentlich mehr nur Formsache und auch für diese Angelegenheiten der Pfarrer persönlich das Zentrum sei. So berichtet der Visitor, der nach Pestalozzis Hinschied im Herbst 1769 nach Höngg kam: „Zu meiner Verwunderung fand ich kein Stillstandsprotokoll. Herr Dekan selig soll das Merkwürdigste nur auf Quartblättern notirt haben, die sich mit der Zeit alle bis an eins verloren haben.“

Hand in Hand mit dieser allseitigen Gewissenhaftigkeit geht nun — und dies ist wohl eines der schönsten Zeugnisse für den Charakter dieses treuen Seelsorgers — von seiner Seite ein beharrlicher optimistischer Zug in der Beurteilung seiner Gemeindeglieder und der Leistungen Dritter. „Man siehet Gottlob auch Frucht von der Arbeit,“ lässt er sich im Frühling 1750 vernehmen, und auf diesen Ton sind alle seine Äusserungen über die Gemeinde gestimmt; Beschwerden über das Leben der Gemeinde als solcher kommen nie vor; höchstens heisst es etwa:

Herbst 1748: „Klagt über schlechte Kinderzucht als Quell aller Verdorbenheit.“

Frühling 1762: „Auch geschehen nicht viele Excesse als von der unbändigen Jugend.“

Herbst 1762: „Der Pfarrer hat keine (gravamina) als die noch allezeit continuierenden Samstag und Sonntag nächtlichen Excesse der unbändigen Jugend.“

¹⁾ In den meisten Landschulen war nur im Winter Alltagsschule und im Sommer nur an den Samstagen Unterricht.

Schwerere Gravamina hat er allerdings auch, seit er in Höngg war; aber sie gehen nach einer andern Seite: gegen die Sonntagsentheiligung seiner eigenen Mitbürger, der Städter, die auf das schlichte Landvolk demoralisierend wirken müsse.

Höngg liegt am Wege zwischen Zürich und Baden, dem alten Vergnügungs-orte der Zürcher, das besonders Sonntags von denselben gerne und zahlreich besucht wurde. Da gingen jeweilen am Samstag Schiffe mit Zürchern beladen und von Höngger Schiffleuten geführt nach Baden hinunter; folgenden Tages mussten die Schiffe wieder limmataufwärts gezogen werden, und so kam ein Teil der Höngger Pfarrkinder um Sonntagsruhe und Gottesdienst. Aber auch auf der Strasse entfaltete sich Samstags und Sonntags ein fröhliches Leben von Badengängern und Badenfahrern, die auf die Sabbathruhe des Dorfes keine Rücksicht nahmen. So finden wir unter den gravamina des Pfarrers nach einigen schon aus früheren Jahren datirenden Vorläufern:

Herbst 1750: „Das Rösslen, Reiten und Fahren aus der Stadt heraus an den Sonntagmorgen auf Baden, daran sich die Gemeinde stosset.“

Frühling 1752: „Die vielfaltigen Entheiligungen des Tags des Herrn.“

Frühling 1754: „Es ist zwar *crambe jam satis cocta*¹⁾ das Badenfahren an Samstagen; das Rösslen dorthin an Sonntagen und was daraus erfolget, wird aber wieder aufgetragen, weil es ein grosses gravamen; ob nicht möglich wäre, dem wo nicht in totum, doch in tantum²⁾ abzuhelfen?“

Aber er predigte in Zürich tauben Ohren, und diesen Misserfolg registriert der pflichttreue Mann in launig scherzendem Ernst bei der nächsten Frühlings-visitation:

Frühling 1755: „Gravamen mache keines; nit dass das muthwillige Badenfahren und Rösslen an Sonntagen, wodurch den Unsrigen und auch denen, die draussen sind, viel Ärgerniss gegeben wird, nachgelassen habe; sondern komme damit nicht mehr, damit zuletzt nicht selbst zu einem gravamen werde.“

Er hat sein Wort gehalten; dieses Gravamen ist in den folgenden Jahren bei den Visitationsakten nicht mehr zu finden. In den Schriften des Enkels aber ist es auferstanden. Oder wer sähe nicht des *Grossvaters* sittliche Ent-rüstung getreulich wiedergespiegelt in den Worten des „Schwanengesangs“: „So wie ehemals die Kraft und die Bildung des Landvolkes von der Stadt ausging und in ihren Segensresultaten dann hinwieder in die Stadt sich konzentrierte, so ging jetzt die wachsende Abschwächung und das wachsende Verderben des Landvolks vielseitig von der Stadt aus. Auch war es unter den Pfarrern damaliger Zeit allgemeine Klage: „*Omne malum ex urbe*“ (alles Übel kommt aus

¹⁾ Schon genügend gekochter (aufgewärmter) Kohl.

²⁾ Wo nicht gänzlich, doch einigermassen.

der Stadt her)“. Liegt nicht nahe, auch das Wort, das Pestalozzi dieser Erinnerung, die sich uns so als eine spezielle Hönngger Reminiszenz darstellt, im Schwanengesang unmittelbar nachfolgen lässt, ebenfalls auf die Einwirkung der in Hönngg zugebrachten Ferienwochen zurückzuführen: „Indessen fiel mir früh auf, dass der Fehlerhaftigkeit der ländlichen Erziehung allgemein und in ihrem Wesen unendlich leichter zu helfen sein könnte als derjenigen der städtischen. Dabei war mir das Landvolk lieb. Ich bedauerte den Irrtum und die Unge wandtheit, in denen seine, noch belebtere, Naturkraft unbeholfen dastand, und es erregte sich sehr früh in meinen jugendlichen Jahren ein lebendiger Gedanke, ich könnte mich fähig machen, diesfalls mein Scherflein zur Verbesserung der ländlichen Erziehung beizutragen.“¹⁾

Der alte Herr Dekan war jedoch nicht nur freimütig in seinem Tadel und seinen Wünschen gegenüber den geistlichen und weltlichen Obern in Zürich; wir sind auf einen Fall gestossen, wo er auch einem seiner Herren „fratres“ gegenüber keine Umstände gemacht, sobald er sich überzeugt zu haben glaubte, dass derselbe sich Gemeindeangehörigen gegenüber eine Ungerechtigkeit habe zu schulden kommen lassen. In einer der seiner Oberaufsicht unterstellten Gemeinden des Regensbergerkapitels — es ist eben die Gemeinde, aus der das „Babeli“ stammte, weshalb er über die dortigen Personalverhältnisse speziell unterrichtet sein konnte — hatte der Ortspfarrer einer Anzahl Kinder lange über die normale Zeit hinaus den Zutritt zum Abendmahl untersagt mit der Begründung, dass sie noch zu wenig wüssten. Die Leute klagten beim Dekan in Hönngg; dieser nahm die Angelegenheit an die Hand, erfuhr, dass der Hauptgrund wohl in persönlicher Abneigung des Ortspfarrers gegen die Väter liege und nahm nun nach einer durch ihn selbst vorgenommenen Prüfung kurzer Hand von sich aus die Kinder in die Gemeinschaft der erwachsenen Christen auf. Die Herren in Zürich fanden das Vorgehen des Dekans zwar „bedenklich“; da aber auf Seite des Ortspfarrers noch viel „Bedenklicheres“ zum Vorschein kam, wurde keinerlei Tadel gegen jenen ausgesprochen. Es geschah das zufälliger Weise im nämlichen Jahr 1765, da der Enkel „Pestaluzius“ wegen seiner Ent-

¹⁾ Dagegen muss ich die ursprünglich gehegte Vermutung fallen lassen, dass auch was Henning in seinen „Mittheilungen“ als bedeutsamen Jugendeindruck erzählt, sich auf Hönngg beziehe: „Dazu kam der Schmerz darüber, dass einige sehr liebenswürdige und begabte Kinder vom Lande, die er ausserordentlich lieb hatte, aus Armut ihre Schulbildung unterbrechen und zum Bauernstande zurückkehren mussten.“ (Pestalozziblätter 1885, p. 64.) Denn in den ursprünglichen Aufzeichnungen Hennings kann es sich nur um Kinder handeln, die die *städtischen* Schulen besuchten. Nachdem er von *Pestalozzis* Lehrern geredet, sagt er nämlich: „In der Schule waren Knaben vom Lande von grossen Talenten, liebenswürdige; besonders erinnert er sich zweier, mit denen er vertraut gewesen ist und von denen er erwartete, dass sie sich würden in den Studien auszeichnen. Diese mussten aus Armut zurück zum Bauernstande; sein Gerechtigkeitsgefühl und Hochgefühl der Menschheit vereinigte sich, ihn zu empören, wie viel das Vaterland verliert durch Unterdrückung solcher Köpfe, wie der von der Natur zu hohem Stand Berufene zurücktreten muss ins Nichts.“

hüllungen über die Verhältnisse im Alumnat der Studirenden von den obersten Schulherren „zur Ahndung seines Fehlers an seinen Grossvater, Dekan zu Höngg“, verwiesen wurde (Pestalozzistudien I, S. 24). Schon dem Grossvater und dem Enkel selbst mochte damals die Ahnung aufdämmern, dass sie auch in dieser Beziehung „Fleisch vom gleichen Fleisch und Bein vom gleichen Bein“ seien, und gewiss hat der Lutheraner Henning in Iferten richtige Notizen gemacht, wenn er den Oppositionssinn Pestalozzis nicht ganz unbeeinflusst sein lässt von den Eindrücken [im grossväterlichen Hause, die von der Stellung der reformirten, speziell der zürcherischen Geistlichkeit im öffentlichen Leben auf den Knaben und Jüngling ausgingen: „Die Prediger der damaligen Zeit in Zürich standen so, dass an ihr Verhältnis alles angeknüpft wurde, die Prediger waren gleichsam die Censoren der Regierung — sie übten ihren Einfluss als Bürger und Seelsorger auf das bürgerliche Leben aus. Dies steht in unmittelbarer Beziehung mit dem, was auf Pestalozzi früh gewirkt hat. Das bürgerliche und obrigkeitliche Leben war damals ganz durchdrungen, nicht so geschieden — und die Energie, mit welcher Pestalozzi das bürgerliche Leben ins Auge fasste, hat sich daran angeschlossen und ist davon ausgegangen.“

* * *

Schon gleich nach Übernahme des Dekanats (10. Mai 1757) gab Pfarrer Pestalozzi dem Gefühl seines stark zunehmenden Alters Ausdruck. Die Visitation im Frühling 1758 konnte er wegen Unpässlichkeit nicht selbst vornehmen; bei Höngg bemerkt er: „Pfarrer des Orts siehet wegen allezeit stärker annähernder Rechnung auf das Amt, welches er im Herrn empfangen, dass er dasselbig erfülle.“ Im Herbst darauf gedenkt er bereits der ihm durch eine jüngere Kraft gewordenen Aushilfe: „Übrigens leistet mir gute Dienst in meinem Pfarrberuf mein I. Tochtermann, Herr Johannes Wolf, V D M., der auch seine Studien fleissig fortsetzt.“ Aber Vikar Wolf, in welchem der alte Mann wohl seinen Nachfolger im Amte nachzuziehen hoffte, starb nach längerer Krankheit am 16. Dezember 1762; die Witwe und ihre beiden kleinen Knaben (Hans Jakob, geb. 1757, und Andreas, geb. 1760) blieben im Pfarrhaus, und als kaum ein Jahr nachher, am 30. November 1763 die treue Hausmutter starb, übernahm die verwitwete Tochter mit der Sorge für den Vater auch das Hausregiment. Für den Pfarrdienst liess sich der letztere durch Exspektanten aus der Stadt aushelfen, namentlich bezüglich der Predigten; schon im Herbst 1763 meldet der Visitationsbericht, dass der Pfarrer „wegen Altersbeschwerden und Gebrauch von Medikamenten an Sonntagen nicht mehr funktionire als nur an Festtagen und an dem Betttag“. Im Frühling 1767 schreibt der Dekan den Bericht nicht mehr selbst „wegen zitternder Hand“ und erklärt, dass er alle Funktionen ausser den Erbauungen der Neokommunikanten (Konfirmationsunterricht) den Vikaren übergeben habe; im Herbst kann er bereits nicht mehr das Haus verlassen. Der Stellvertreter in der Berichterstattung aber bemerkt zu den Angaben von

Höngg: „Tantum ex ore Venerandi Dni Decani, der im Gemüth noch munter, am Leib aber schwach ist und seine selige Veränderung mit einer völligen Resignation in den Willen des Herrn erwartet.“ Ähnlich im Frühjahr 1768: „Das Testimonium ist meistens gezogen aus dem Mund des Herrn Dekans selber, dessen Leibs-Umstände zwar sehr schwach, aber nicht schmerzhaft sind. Im Gemüth hingegen ist er noch ganz munter.“

Nun wäre es ja gewiss nicht wundersam, wenn die Gemeinde Höngg, die fünf Jahre lang neben dem Pfarrer nur durch aus der Stadt ab- und zugehende Kandidaten versehen worden, gefunden hätte, sie wünsche in der Person eines gereiften Mannes — und solche gab es unter den Exspektanten manche, die schon längst auf ein Amt warteten — einen ständigen Vikar im Pfarrhause. Doch selbst der Visitationsbericht vom Frühling 1768 erwähnt dieses Wunsches mit keiner Silbe, und es ist vielleicht nicht ganz unverdächtig, dass, als dieser Wunsch der Gemeindeangehörigen der obersten Kirchenbehörde mitgeteilt wurde, derselbe ihr aus den Kreisen der Exspektanten zukam. Immerhin muss die Kirchenbehörde die Berechtigung dieses Wunsches anerkannt haben; am 30. April wurde der Herr Dekan aufgefordert, einen Vikar ins Haus zu nehmen, und am 5. Mai erklärte er sich auch dazu bereit. Noch einmal erwachten die Bedenken gegen eine solche Umgestaltung seiner häuslichen Verhältnisse; am 6. Juni suchte er das Ansinnen nachträglich abzulehnen mit dem Hinweis auf die nahende definitive Lösung: „Ich warte alle Tage bis meine Veränderung kommt.“ Aber schon eine Woche später erfolgte vom Aktuar des Kollegiums eine scharfe Antwort im Namen der Behörde: „Man verhoffe, dass Sie es auf keine Spezialvisitation werden ankommen lassen, sondern aus väterlicher Liebe für dero l. Gemeind und zu eigener Gewissensberuhigung den Ihnen beliebten Antrag befolgen werden.“

Die Antwort, in der der alte Herr seine Unterwerfung anzeigte, datirt vom 8. Juli 1768 und liegt unter den Beilagen zum Kirchenprotokoll. Ein Blick auf die Handschrift genügt, um ihr ein besonderes Interesse für uns zu sichern: der sie schrieb *ist niemand anders als der Enkel Heinrich Pestalozzi*, welcher 1767/68 bei Tschiffeli in Kirchberg (Bern) seinen landwirtschaftlichen Studien obgelegen. Sie lautet:

Hochwürdiger Hochweiser und Hochgeehrtester
Herr Antistes.

Ich nehme hiermit die Freyheit Euer Hochwürden zu benachrichten, dass mich entschlossen Herren Johannes Wüst V D M. zu meinem Vicario zu erwehlen. Dieser Herr hat nun etliche Functionen in hiessiger Kirche gethan und einen allgemeinen Byfahl gehabt, und ich glaube in allweg Ursach zu haben, der getrosten Hoffnung zu leben, dass er in allweg seine ihm nun obliegende Pflichten behöriger Weiss zu erfüllen sowohl imstand als auch geneigt seye: ich empfehle ihn Ihnen zu Handen eines Ehrwür-

digen Convents, welchem ich meine Wahl gütigst vorzutragen Sie höflichst ersuche und Ihr Urtheil hierüber erwarte. Werden Sie sich meine Wahl gefallen lassen, so ist mein einziger Wunsch, dass Sie zur Ehre Gottes und dem Heil meiner Gemeindsangehörigen ausgefallen.

Ich habe anby die Ehre mit demüthigster Veneration nebst meiner gehorsamsten Empfehlung mich zu nennen

Euer

Hochwürden
gehorsamster Diener

Höngg, den 8. Julii 1768.

A. Pestalozzi P. I.¹⁾

Ob wohl der Enkel dem Grossvater den Vikar hat auswählen helfen? Ganz ohne seinen Rat ist die Wahl wohl kaum auf Wüst gefallen, der 1743 geboren, nur zwei Jahre älter als Heinrich Pestalozzi und ihm daher unzweifelhaft aus den Studienjahren persönlich bekannt war. Aber die hohe kirchliche Obrigkeit zeigte sich keineswegs von derselben erbaut und witterte ganz andere Gründe dahinter. Das Protokoll ihrer nächsten Sitzung berichtet:

Act. 17. Juli 1768.

5. Herr Decan Pestaluz zu Höng berichtet in einem Brief dass er Hr. Exspect. Johannes Wüst zu einem Vicario perpetuo angenommen, und ersucht um Ratification. Zugleich erzählt Ihro Hochwürden,²⁾ was bis dato mit den Vicariis vorgegangen. Hr. Vögeli, Hr. Amann, Hr. D. Murer haben der Gemeinde wegen Lesen³⁾ nicht wohl gefallen, hingegen Hr. Joh. Wüst. Reflex: Es walteten im Umgang allerhand Bedenklichkeiten über diesen Vicarium, wegen seiner Jugend, da er erst vor ca. 8 Monaten in seinem Examine theologico ziemlich schwach bestanden und dabey ziemlich einbildisch, und dieser Posten einen ältern geübtern Vicarium höchst nöthig hätte. Ja es waren Gedanken obhanden, ihm die exclusio zu geben, allein da man doch examiniert, und man den alten Herrn Decanum nicht allzu enge einschnüren mochte, da nicht sofast er, als Frau Tochter diesen gewählt, weil sie zum voraus weiss, dass er thun muss was sie will; so ward endlich Erkenntt Ihn auf eine Probe hin, bes. da jtzo künftig Höng wie andre Pfarreyen muss visitiert werden, anzunehmen — doch auf folgende Limitationen, dass nämlich Actuarius dem alten Hr. Decano schreiben solle: Man hätte zwahr gewünscht, dass Hr. Decan seine Wahl auf einen Herrn geworfen hätte, der mehr Erfahrung in so wichtigen Geschäften besässe; für einmal aber lasse man von hiessigem hohen Ort aus es sich gefallen zu probieren, ob dieser junge Mensch diese wichtige Gemeinde

¹⁾ Pastor loci.

²⁾ Antistes Wirz.

³⁾ der Predigten, statt freiem Vortrag.

versehen könne; doch mit dem Vorbehalt, dass man nach halbjähriger Probe von hier aus urtheilen wolle, ob man ihn qua Vicarium bestätigen wolle. Zugleich ward Erk: dem Hr. Cammerer Brennwald als Visitatori aufzutragen, by der nächsten Visitation nicht nur im Pfarrhauss sonder in Privathäusern sorgfältig wegen Hr. Vicar. Betragen nachzufragen, weil wir ein ziemliches Misstrauen in dieses jungen Menschen Fähigkeiten setzen. Hr. Präses der Exspektanten, Hr. Breitinger, wollte allein nicht folgen diesen Menschen als Vicarium zu erkennen.

Der neue Vikar fiel übrigens nicht so übel aus, wie man in Zürich gefürchtet. Die nächsten Visitationsberichte wissen aus dem Munde der Gemeindeangehörigen nur Gutes von ihm zu berichten, nur dass er ein Jahr später sich einige Jugendergötzlichkeiten begeben liess, die ihm als anstössig verdetet und von den „fratribus fraterne verwiesen“ wurden, worauf er sie für die Zukunft bleiben liess. Auch im Pfarrhaus scheint er sich als persona grata bewährt zu haben; wenigstens können wir die Notiz in den Zivilstandsregistern der Stadt Zürich nicht anders deuten, denen zufolge „Frau Tochter“, die Witwe des Johannes Wolf, im Oktober 1770 besagten Johannes Wüst heiratete und an der Hand desselben 1787 zuerst Frau Pfarrerin in Wytikon, 1790 in Dorf wurde, woselbst beide Ehegatten am gleichen Tag, dem 13. Januar 1799, gestorben sind.

Unter der Pflege von Frau Tochter und den Bemühungen, den neuen Vikar in sein Amt einzuführen, ist denn auch das letzte Lebensjahr des alten Herrn friedlich verlaufen. Der Bericht über die Herbstvisitation 1768 meldet über ihn:

„Dieser Herr ist noch nicht völlig emeritus, sonder behaltet, nebst schwacher Gedächtnuss und schwachen Füßen, ein völlig gutes judicium, gutes Gesicht, nicht schlimmes Gehör und eine männliche Sprach: gibt darum in seiner Stuben noch Jedermann Audienz und behandelt noch manches in pastoralibus; er spricht ex. gr. ¹⁾ den Neogamis ²⁾ und den Fehlbaren zu, er verwaltet das Säckligeld, doch dieses mit Hülff der Frau Tochter. Er hat bisher die Neocommunikanten unterrichtet. Er ertheilt seinem Herrn Vicario alle nöthigen Rätthe. Er lässt sich von ihm seine Sonntagspredigten, ehe sie gehalten werden vorlesen und rasonirt mit ihm über dieselben u. s. w. Seit dem Anfang des Augusti aber hat er alle seine öffentlichen Pastoralfunktionen übergeben dem beständig an der Kost habenden Vicario Hr. Joh. Wüst.“

Aber schon an der Frühlingsvisitation 1769 war kein Zweifel mehr, dass es mit dem Greise zu Ende gehe: „In Ansehung der Person des Hr. Pfr. und

¹⁾ Exempli gratia = z. B.

²⁾ Den Neuvermählten = Brautpaaren.

Dekani, so nimmt seine Schwachheit alltäglich zu und es neigt sich mit ihm zum Feierabend.“ Das fühlte auch Dekan Pestalozzi selbst; am 13. Mai gab er das Gesuch um Entlassung vom Dekanate ein, die ihm am 18. gewährt wurde. Am 19. Juli 1769 (acta visit. 1769: 18. Juli) starb er; er hatte sein Leben auf 76¹/₂ Jahre gebracht.

Schon am 22. Juli traf die Ernennung des Nachfolgers durch den Abt von Wettingen ein; die Exspektanten hatten es mit der Neubesetzung der Pfarrstelle Höngg sehr eilig gehabt, so eilig, dass die kirchliche Behörde sich veranlasst fand, eine besondere Untersuchung anzustellen, ob nicht unlautere Mittel angewendet worden seien. Der Verdacht erwies sich als völlig grundlos; immerhin zeigte sich, dass der Nachfolger schon lange, sehr lange auf die Stelle gewartet hatte, der er sich übrigens dann auch in ganz ungewöhnlichem Grade würdig erwies.

Hz.

Pestalozzi-Literatur.

Israel, August, *Versuch einer Zusammenstellung der Schriften von und über Pestalozzi.* 8. 105 S. Zschopau, Gensel 1894. Preis 3 Mark.

Seit der (mannigfache Irrtümer und Ungenauigkeiten enthaltenden) Zusammenstellung der Schriften über Pestalozzi im Korrespondenzblatt der schweiz. permanenten Schulausstellung in Zürich 1879, Nr. 3 der erste Versuch, die Pestalozziliteratur zu übersichtlicher Darstellung zu bringen. Das Buch enthält, nach den Jahren der Veröffentlichung geordnet und zuweilen auch mit Angabe der Neudrucke versehen, das Verzeichnis der Schriften Pestalozzis in 73 Nummern, die Schriften und Aufsätze über Pestalozzi in 671 Nummern. Es ist eine äusserst fleissige, auch die schweizerische Pestalozzi-Literatur gewissenhaft berücksichtigende Arbeit, eine für die Pestalozziforschung der nächsten Jahre (12. Januar 1896 werden seit Pestalozzis Geburt anderthalb Jahrhunderte verflossen sein!) unschätzbare Grundlage. Dass die Zusammenstellung nicht lückenlos ausfallen werde, war zu erwarten; für den ersten Wurf bietet sie sich als vorzügliche Leistung dar; das Fehlende allmählich noch beizubringen wird nun verhältnismässig leicht sein.

Hz.

Sommer, Fedor, *Pestalozzi in Stans. Charakterbild in drei Aufzügen.* Mit Vorwort von L. W. Seyffarth. 8. 51 S. Liegnitz, C. Seyffarth. Preis 75 Pf.

Hübsch und spannend geschrieben, trefflich geeignet, in den Geist Pestalozzis und eine Reihe seiner bedeutsamsten Worte einzuführen; dem gegenüber kommen einige kleine Verstösse gegen den Charakter von Land und Leuten kaum in Betracht. Aber eine historische Persönlichkeit wie Z. sollte, selbst wenn er in Stans weniger Verständnis für Pestalozzi gezeigt hat als später, nicht in dieser Weise karrikiert werden.

Hz.